

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der fromme Onkel

[urn:nbn:de:bsz:31-309777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309777)

Als Peter sein geliebtes Gritli von ihrem hohen Thron herabgehoben hatte, traten sie, während die Menge sich hungrig und durstig in die Gasthäuser zerstreute, ans Ufer des Sees und blickten in lachender Freude auf die im Sonnenschein wie Millionen Demanten blizende Wasserfläche hinaus. Das Herz war ihnen zu voll, sie mußten für einige Augenblick allein sein.

„Ach Peter,“ sagte Gritli, den Kopf an seine Brust lehrend und selig zu ihm aufschauend, „wer hätte geglaubt, daß wir noch so glücklich werden könnten! Wüßt' ich nur auch, ob's dem

seligen Vater recht ist, daß sein Wunsch sich nicht erfüllen konnte.“

Eine andere übernahm an des Fischers Stelle die Antwort. Frau Wahl, die, ihre Tochter suchend, endlich das Paar entdeckt hatte, war unbemerkt hinter sie getreten und faßte Gritlis Hände:

„Nein, laß dir durch solche Gedanken dein Glück nicht trüben. Ich weiß es, auch dein guter Vater droben segnet euch beide mit mir; denn er hat eingesehen, daß man dem Menschenherzen den Weg zum Glücke nicht vorschreiben kann, daß es ihn selber suchen und finden muß, wie ihr es getan.“

Der fromme Onkel.

Eine tragikomische Geschichte von Franz Wichmann.



as Wasser stand Hektor Hummel bis an den Hals, obwohl er ein geschworener Feind desselben war. Freilich war das erste nur bildlich, das zweite natürlich zu verstehen.

Der junge Doktor, der wie viele seiner Kollegen in der Großstadt seit Monden auf den ersten Patienten wartete, sah die Flut von Schulden und fällig werdenden Wechseln, die sich schon in seinen Studenten-

jahren zu sammeln begonnen, immer höher schwellen. Je unsicherer seine Lage aber wurde, desto mehr nahm sein Leichtsinns zu. Und dieser hatte eigentlich einen idealen Grund, — die Liebe nämlich. Im Herbst hatte ihn eine heftige Leidenschaft zu Fanny Falter, der schönen Naiven am Adelgundenplatztheater, ergriffen, und jetzt, im Frühjahr, sah er sich noch gerade so weit vom Ziel seiner Wünsche wie im Anfang. Denn die reizende Fanny war einerseits wirklich so naiv, die Hand des hübschen jungen Doktors, dem sie aufrichtig zugetan war, zu verlangen, andererseits aber auch so vernünftig, daß sie nicht mit einem armen Schlucker den Bund fürs Leben eingehen wollte. In diesem Dilemma verzweifeln, hatte sich Hektor erst recht in das Leben gestürzt, um sich zu betäuben und zu vergeffen.

Seit sechs Wochen schon herrschte ein abscheuliches Regenwetter, die Sonne schien ganz vom Himmel verschwunden, in den Bergen schneite es, und der Bonnemont Mai brachte blaue Nasen und rote Ohren. Sogar der Laubfrosch streifte und verhielt sich zur Wirklichkeit nicht besser als die gelehrten Wetterpropheten und das Barometer. Auf den Straßen rieselte und rann es, die Bäche wurden zu Flüssen, und jede Pfütze konnte sich einbilden, ein See zu sein. Hektor mußte wieder den Ofen heizen, oder, was er vorzog, sich im Wirtshaus erwärmen, und wie die Regenflut draußen immer höher stieg, so ward auch die Ebbe in seiner Kasse immer größer, und seine Stimmung war dem Wetter durchaus angemessen.

Da heiterte es sich jählings auf, — allerdings nur in seiner Seele. In diese war plötzlich ein unerwarteter Sonnenstrahl freudigster Hoffnung gefallen. Er blendete ihn so, daß er seinen Augen kaum traute, die immer wieder den von Schlangenhausen eingetroffenen Brief überflogen. In dem weltverlorenen Neste wohnte seit mehr als 40 Jahren seines verstorbenen Vaters Stiefbruder, Sebalbus Krebs, der in der Verwandtschaft nur der „fromme Onkel“ hieß. Man wußte von ihm nur, daß er ein alter, reicher Sonderling war, der in seinem Hause allerlei mystische Dinge trieb, mit niemand verkehrte, nur ausging, um die Kirche zu besuchen, und die Tochter seiner verstorbenen langjährigen Haushälterin, ohne sie zu adoptieren, als Kind bei sich aufwachsen ließ. Um seinen Neffen Hektor hatte er sich ebensowenig wie um seine sonstigen Verwandten je gekümmert, und wenn der jetzt erhaltene Brief dem Doktor schon wie ein Wunder erscheinen mußte, so tat es noch mehr der Inhalt. Onkel Sebalbus

schrieb darin, daß er das Ende seiner Tage nahen fühlte und unter gewissen Bedingungen gesonnen sei, ihn zum Haupterben seines Vermögens einzusetzen. Er möge daher so rasch wie möglich an sein Krankenlager eilen.

Hektor, so sehr er den Wert des Geldes, das er nicht besaß, schätzte, hatte doch nie das Zeug zu einem Erbschleicher in sich gefühlt und kaum jemals daran gedacht, dem Onkel sich mit solchen Gedanken zu nähern. Jetzt aber lag die Sache doch anders. So ungern er sich auch nur zeitweilig von der lustigen Großstadt und seiner angebeteten Fanny trennte, zögerte er keinen Augenblick, sein Feiertagsgewand anzulegen, zur Vorsicht seinen schwarzen Anzug in den Koffer zu packen und noch gleichen Tags zur Bahn zu stürmen.

Zwei Tage später traf er in dem entlegenen Dorfe Schlangen-

hausen ein, das nur durch eine stundenlange, trübselige Postkutschenfahrt erreicht werden konnte. Ein wahrer Schauder überlief den verwöhnten Großstäd-

ter beim Betreten des elenden Nestes. Nur mit Widerwillen begab er sich in das einzige, armselige Gasthaus, vor dem ihn die Post abgesetzt hatte, um den Wirt über die Lebensweise und den Zustand des mystischen Onkels auszuforschen.

Der Gastgeber, der zugleich Metzger und Bäcker war und einen seiner Dreiseitigkeit entsprechenden Körperrumfang besaß, konnte nur wenig Auskunft geben. Außer dem Arzte, der den Kranken schon aufgegeben haben sollte, dem Pfarrer und dem Notar des nächsten Städtchens habe niemand bei Herrn Krebs Zutritt. Das Alpha und Omega seiner Mitteilungen aber war, daß der alte Sonderling ein überaus gottesfürchtiger Herr sei, der nach seinem Hinscheiden zweifellos sofort in den Himmel kommen müsse.

Mit recht unbehaglichen Gefühlen trat Dr. Hummel den Weg zum Hause des Oheims an. Seit seiner Konfirmation hatte er sich nicht mehr um Jenseits, Glauben und Kirche bekümmert, — auch seine geliebte Fanny war ein Weltkind vom reinsten Wasser, und wenn ihm der unheimliche Onkel auf den Zahn fühlte, so hatte er alle Aussicht, das Examen sehr schlecht zu bestehen. Hoffentlich zielten die ominösen Bedingungen, die in dem Briefe erwähnt waren, nicht auf das Heil seiner Seele.

Das kleine, düstere Häuschen des Onkels stand eine gute Strecke vor dem Dorfe einsam am steil abfallenden Ufer der Schlanze, eines im Sommer fast trockenen, jetzt aber durch den unaufhörlichen

Regen hochgeschwollenen Bergflüßchens. Im Innern sah es besser aus als außen. Es war alles sauber und blank, man merkte, daß eine ordnungsliebende, weibliche Hand dort waltete. Mit begreiflichem Herzklopfen schritt Hektor durch den sauber gepugten Korridor, an dessen Ende ihm ein nettes, hübsch



Geh — jetzt, ich fühle — mich schwach. Und wähle, wie du magst."

gewachsenes Mädchen mit rötlichem Blondhaar entgegenrat.

Das also war Trudchen Fischwasser.

„Gar nicht übel!“ dachte der Doktor, „jedenfalls das Beste, was in dem ganzen Neste zu finden ist.“

„Herr Doktor Hummel?“ fragte das junge Mädchen. Und als Hektor bejahte, fuhr sie fort: „Sie werden schon lange mit Sehnsucht erwartet. Treten Sie nur gleich hinein.“

Sie öffnete eine Tür zur Linken. Der scharfe Kräuterduft einer Apotheke schlug dem Doktor beklemmend aus dem halbdunklen, niederen Raume entgegen. Fensterscheiben und Gardinen waren vom Rauche geschwärzt, in der Mitte stand ein Herd, mit allerlei Gläsern, Flaschen, Retorten und seltsamen Röhren bedeckt. Die Wandregale waren mit

verstaubten Büchern vollgestopft, auf denen eine schwarze Kasse schnurrend lag. Es war das richtige chemische Laboratorium, das Hektor vor sich sah, und in dem finstersten Winkel dieser wissenschaftlichen Kumpelkammer bemerkte er jetzt ein Beet. Unter einem hohen Gebirge von Rissen und Decken hervor schaute ein altes, vergilbtes Männchen, bleich und trocken mit pergamentener Haut, ein Wesen, das man ohne weiteres in Spiritus hätte setzen können, um das schönste anatomische Präparat zu erhalten. Das also war der fromme Onkel!

Eine hagere Hand streckte sich dem Eingetretenen entgegen. „Es freut mich, daß du gekommen bist,“ sagte Herr Sebalbus Krebs, — „denn ich habe nur noch wenige Stunden in diesem irdischen Zimmertale zu weilen. Was du hier um dich siehst, mag dir beweisen, daß all unser Wissen Stückwerk ist. Ich habe mein ganzes Leben damit zugebracht, um mich in dieser Überzeugung zu befestigen, und freue mich auf den Himmel, wo die Mühe des Forschens aufhört. Doch zur Sache. Ich habe heimlich Erkundigungen über dich einziehen lassen, die nicht ungünstig ausfielen. So wäre ich bereit, dich zum Erben einzusetzen.“

„Lieber, lieber Onkel, — wie soll ich dir danken!“

„Höre mich erst zu Ende. Meine einzige Bedingung ist die, daß du vor dem Notar, der heute Abend zu mir kommt, und zwei Zeugen eidlich gelobst, so lange du lebst, an meinem Grabe täglich fünf andächtige Vaterunser zu beten.“

„An deinem Grabe, Onkel?“ stotterte Hektor.

„Auf dem hiesigen Friedhof, wo ich neben der Kirche mir die letzte Ruhestätte erworben habe.“

Hektor war es, als habe ihn ein Keulenschlag getroffen, so niedergeschmettert fühlte er sich. „Ich soll also lebenslang in Schlangenhaufen — —“

„Du wirst so gut wie ich dein Leben an diesem schönen, friedlichen Orte verbringen können, und auf den Erwerb bist du mit einem Vermögen von 130 000 Mark ja nicht angewiesen.“

„130 000 Mark?“ wiederholte Hektor mit einer Art schmerzlichen Stöhnens.

„Es würden 150 000 sein, aber 20 000 fallen meiner Pflgetochter Trudchen zu unter der Bedingung, daß sie sich innerhalb eines Jahres nach meinem Tode vermählt.“

„Aber das ist ja unmöglich, Onkel, — wenn ich nun krank würde!“

„Dieser einzige zeitweilige Ausnahmefall, den jedoch zwei Ärzte gerichtlich bestätigen müssen, ist vorgesehen. Bei jeder sonstigen Nichterfüllung des Gelübdes fällt das Kapital einer wohlthätigen Stif-

tung, der Zinsgenuß aber dem, der die Anzeige macht, zu. Das Mädchen hat schon in die Bedingung gewilligt. Wie ist es mit dir? Versprich nichts, was du nicht halten kannst. Bis zum Abend hast du Zeit zur Überlegung. Der Notar hat mein Testament bereits in Händen und ist von allem unterrichtet.“

„Aber warum, Onkel, — warum diese gewiß schöne, aber furchtbar schwere Bedingung?“ fragte Hektor tonlos.

„Wir sind allzumal Sünder,“ entgegnete der Onkel ernst, — „und wissen nicht, wie es uns drüben geht. Millionen Gebete, für unsere arme Seele gesprochen, sind nicht zu viel. Doch nicht allein an mich denke ich dabei. Auch dich wird die Notwendigkeit, täglich zum Himmel zu flehen, zu Höherem erheben und dich schützen vor den Klippen der Welt. Geh — jetzt, ich fühle — mich schwach. Und wähle, wie du magst.“

Wieder ergriff die schlaffe, fiebernde Hand die seine, und der Doktor fühlte sich verabschiedet. Wie ein Trunkener taumelte er hinaus. Es würgte ihn, als habe man ihm in süßem Honig bittere Galle gereicht. Als wahr bestätigte sich alles, was man in der Verwandtschaft gesagt. Der Onkel war bei aller Frömmigkeit im Herzen ein Menschenfeind, der ein Vergnügen daran hatte, alle Welt zu quälen. Und gefoltert wie er, war gewiß seit Tantalus und Sisyphus kein Sterblicher mehr worden. Erst als er wieder draußen stand, kam ihm die ganze Furchtbarkeit der Wahl, vor die er gestellt war, recht zum Bewußtsein.

Wie er aufblickte, sah er Trudchen wieder vor sich stehen.

„Auch Sie wissen alles! Wozu raten Sie?“ rief er verzweifelnd aus.

„Ich würde heiraten,“ flüsterte sie lieblich erröthend.

„Sie, — ja Sie, — Sie haben das leichtere und bessere Teil erwähnt, aber —“ er verstummte plötzlich, denn ein neuer schrecklicher Gedanke schoß durch seinen Kopf. Sollte das eine abgekartete Geschichte sein und darauf abzielen, daß er Trudchen heirate? Der Besucher zeigte ihm im Geiste eine große, bis an den Rand gefüllte Kiste mit lauter blizenden Goldstücken. Er hatte dann 150 000 Mark! Nein, — Fanny war ihm noch mehr wert. — Und doch, — ohne Geld konnte er sie nicht besitzen, — und mit den täglichen Vaterunsern auch nicht. Nie würde sie, die von klein auf Großstadtluft geatmet, ihm in dieses Nest folgen. Und auch er selbst mußte darin ersticken. Nicht einmal wiederssehen konnte er sie, wenn der Onkel nun starb und er den Ort nicht

mehr verlassen durfte. Die Vorstellung machte ihn schier verrückt.

Ohne Trudchen noch eines Wortes zu würdigen, stürmte er wie ein Besessener davon. Draußen schlug ihm ein sündflutartiger Regen ins Gesicht. Es war ihm recht; das kühlte ihn ab und verschaffte ihm Luft, so daß er wieder denken konnte.

Nach der vorhergegangenen Kühle war die Luft plötzlich drückend schwül geworden, der im Gebirge gefallene Schnee schmolz und wälzte sich, durch die wolkenbrucharigen Regengüsse verstärkt, in braunen, schmutzigen Fluten zu Tale. Die sonst zahme Schlange sprang wie ein wildes Pferd mit weißen Schaumähnen donnernd und brausend einher.

Hektor blieb am Ufer stehen und starrte in den tochenden Gisch, der mit seinen tausend Zungen bis zu den Wänden des Hauses emporleckte und den Boden erzittern ließ. Am liebsten wäre er in die brodelnde Hölle hineingesprungen, um mit einem Mal von aller Zweifelsqual befreit zu sein. Aber die Vorstellung des vielen Geldes hielt ihn auf der Erde zurück. Das am Wege liegen zu lassen, dünkte ihm ein Verbrechen. Besser war es, er fügte sich in alles.

Er schmiedete die abenteuerlichsten Pläne. Zur Hochzeit herauszukommen, würde sich Fanny schon bewegen lassen. Er wollte sich ein Landhaus erbauen, und wenn sie auch wieder in die Stadt zurückkehrte und bei der Bühne blieb, so konnte sie doch wenigstens die Ferien bei ihm zubringen. Die langen Entbehrungen mußten dann durch ein kurzes Übermaß des Glückes wieder wett gemacht werden. Auch der Arzt, der jetzt im Orte war, konnte sterben und es dann doch etwas für ihn zu tun geben, so daß die Langeweile ihn nicht völlig umbrachte.

Das Geld wirkte Wunder, immer mehr begann er sich an den anfangs so entsetzlichen Gedanken,

ein Schlangenhaus werden zu müssen, zu gewöhnen. Die Gebete, der Weg nach dem Friedhof, — das ging schließlich noch, das war eine tägliche Arbeitsleistung von einer halben Stunde und eigentlich mit 130 000 Mark sehr anständig bezahlt. Die übrige Zeit gehörte ja ihm, — freilich mit der Freiheit eines vor seiner Hütte angebundenen Hundes. O, wenn doch eine große Erdrevolution käme, das Unterste zu oberst kehrte und das unselige Grab des frommen Onkels durch die Lüfte bis in die ferne Hauptstadt trüge!

Mit dieser grandiosen Phantasie brachen seine Gedanken jäh ab. Er hörte 6 Uhr schlagen. Es wurde Abend, und vielleicht wartete schon der Notar. Er mußte sich entscheiden. Ein letzter Kampf, — dann betrat er entschlossen das Haus und machte sich mit feierlichem Schwur zum reichen Erben.

Mit einer Art Klagenjammer kehrte er schon nach einer Stunde ins Gasthaus zurück. Als bestes Mittel gegen einen solchen, galt es zu trinken. Er befolgte es, ließ Wein und Bier kommen, um sich zu betäuben, denn um keinen Preis wollte er heute mehr nachdenken. Vielleicht morgen schon war er im Besitz des Vermögens. Der Onkel war überaus



— hob das halb ohnmächtige Mädchen mit letzter Kraft auf seine Arme.

schwach gewesen und hatte kaum mehr sprechen können. Bismöglich überstand er nicht einmal mehr die Nacht, und Trudchen hatte versprechen müssen, von einer etwa eintretenden weiteren Verschlimmerung ihn sofort in Kenntnis zu setzen.

Während er sich ein Glas nach dem anderen einschenkte, durchmaß der Wirt mit aufgeregten Schritten das Zimmer.

„Wenn's nur kein Unglück gibt! Das Wasser wächst mit jeder Minute. Vor zwanzig Jahren hat die Schlange schon einmal zwei Häuser fortgerissen. Hören Sie nichts? Mir ist's, als läute man Sturm.“

Hektor horchte in den pfeifenden Sturm und klatschenden Regen hinaus. Aber ehe er sich vergewissern konnte, wurde die Tür aufgerissen und ein kleiner Bauernbub hastete herein:

„Das Fräulein schickt mich. Der Herr Doktor möchte gleich kommen. Der Onkel sei soeben gestorben.“

Tot! — Hektor kam sich vor wie ein Thronfolger, dem man das Abscheiden des Regenten meldet. Glanz und Macht waren sein, aber auch die Krone, die so schwer auf das Haupt drückte.

„War nicht anders zu erwarten,“ meinte der Wirt, — „der Herr hab' ihn selig, — aber, Maria und Joseph, jetzt hör' ich's deutlich, — sie stürmen!“

Auch der Doktor, der eilig das Wirtshaus verließ, vernahm den dröhnenden Warnungsruf der Glocken. Ein unheimliches Brausen, gleich dem Grollen unterirdischer Mächte, erfüllte die Luft. In angstvoller Bestürzung rannten die Leute vor ihm her, dem Ende des Dorfes zu. Das Haus des Onkels da draußen, unmittelbar am Flußrand, war jedenfalls am meisten gefährdet. Der Gedanke an die Gefahr, in der vielleicht das schöne Trudchen schwebte, ließ ihn seinen Lauf beschleunigen.

Jetzt war er am Ziele, aber starr vor Schrecken blieb er stehen. War das noch die gleiche Stelle, auf der er vor Stunden gewelt? Alles war überflutet, das Wasser wogte schon über das Erdgeschloß des kleinen Hauses hinaus, wälzte sich zischend durch die zertrümmerten Fenster, und nur der kleine Hügel mit der Weinlaube des Gartens ragte noch wie eine Rettungsinsel aus dem gurgelnden, schäumenden Chaos. Heiliger Gott, — dort oben befand sich Trudchen, schreiend und winkend, in Lebensgefahr. Die Bauern standen, gafften und jammerten, aber keiner hatte den Mut, zu retten. Da stürzte sich Hektor ohne weiteres Besinnen in das kalte, schäumende Naß. Mit unsäglich Mühe drang er vor; endlich, als eben die Wogen schon den Rand des Hügels bestürmten, erreichte er die Laube, hob das halb ohnmächtige Mädchen mit letzter Kraft auf seine Arme und trug es, bis an die Brust im Wasser wattend, aufs Trockene.

Die Leute jubelten ihm zu, aber ihr Rufen und Schreien wurde von einem lauten Krachen übertönt. Schreckensbleich starrte der Doktor auf die Stelle, wo noch eben das Haus gestanden. Es war verschwunden. In sich zusammenbrechend war das alte morsche Gebäude über das Ufer hinabgestürzt, und der empörte Fluß spülte donnernd und tobend die Trümmer zu Tal.

„Allmächtiger Gott, — er ist mit hinab!“ jammerte das Mädchen, das aus Angst und Betäubung wieder zu sich gekommen war.

„Wer? — War sonst noch jemand im Hause?“ stieß Hektor erschrocken hervor.

„Kein Lebender, der Pfarrer und Arzt haben sich vor mir gerettet. Aber die Leiche hat es mitgenommen. Ich hielt mich noch auf, um die Kassette zu retten. Es ist Ihr Eigentum, nehmen Sie. Herr Krebs bewahrte sein ganzes Geld darin.“

Der Doktor bemerkte erst jetzt den flachen, blechernen Kasten, den ihre Hände krampfhaft umschlossen hielten.

„Und Ihr Anteil?“ fragte er erstaunt.

„Der ist nicht darin. Die Summe war schon beim Gericht deponiert.“

„Und Sie retteten das da — für mich, — für mich begaben Sie sich in Lebensgefahr?“

„Es war nur meine Pflicht,“ entgegnete sie einfach. „Dafür haben Sie mir das Leben gerettet. Ich denke, wir sind quitt.“

„Nein, — das sind wir nicht!“ rief er in tiefer Bewegung. „Das Weitere sollen Sie morgen hören, wenn Sie sich von dem ausgestandenen Schrecken erholt haben.“

„Das Mädchen kann zunächst in meinem Hause bleiben,“ sagte der freundliche Pfarrer, zu den beiden herantretend. „Kommen Sie, Fräulein Trudchen, Sie zittern ja und triefen vor Nässe.“

Sie reichte Hektor die Hand zum Abschied und folgte dem menschenfreundlichen Geistlichen.

Das Wasser verlief sich jetzt ebenso rasch, wie es gekommen, und richtete zum Glück keinen weiteren Schaden mehr im Dorfe an. Die Leute kehrten beruhigt in ihre Häuser zurück, denn heute war es nicht möglich, noch Nachforschungen nach der weggeschwemmten Leiche anzustellen.



„Lassen Sie uns Freunde bleiben.“

Hektor Hummel aber konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Halbwache, verworrene Träume und Gedanken scheuchten jeden Schlummer, aber sie reiften einen großen Entschluß in seiner Seele. Trudchen hatte sich für ihn, um sein Vermögen zu retten, in Todesgefahr begeben! Er durfte nicht hinter ihr zurückstehen. Täuschte er sich nicht, rechnete sie auf seine Hand, um nicht selbst alles zu verlieren, so mußte er ihr das Opfer seiner Liebe bringen. An ihrer Seite würde er das Leben in Schlangenhäusen, zu dem ihn sein Schwur verurteilte, immerhin leichter ertragen. Aber — zuckte es ihm plötzlich durch den Sinn, — wenn man nun die Leiche des frommen Onkels nicht mehr fand, wenn der Tote nicht hier begraben werden konnte, — dann war er ja seines Gelübdes entbunden, glücklich und frei! Diese ungeheuerliche Hoffnung ließ ihn erst recht nicht schlafen. In fieberhafter Unruhe erwartete er den Morgen.

Am nächsten Mittag begab er sich in das Pfarrhaus und fand Trudchen wohl auf. Die Schrecken der Nacht hatten ihr nicht geschadet. Stotternd und zögernd brachte er seinen Antrag vor.

Das schöne Trudchen errötete, schlug die Augen nieder und antwortete leise: „Ihre Absicht ehrt mich, — aber es tut mir leid, Herr Doktor, — Sie kommen zu spät. Mein Herz und meine Hand sind nicht mehr frei. Sie gehören dem jungen Förster hier. Wir sind schon lange heimlich versprochen. Sonst wäre ich ja nicht so leicht auf die Bedingung meines Pflegevaters eingegangen. Diesen Sommer noch soll die Hochzeit sein.“

Hektor fiel ein Stein vom Herzen. Sein Opfer war überflüssig und Fanny ihm nicht verloren! In inniger Bewegung drückte er dem Mädchen die Hand. „Ich gratuliere Ihnen von Herzen! Lassen Sie uns Freunde bleiben, Bruder und Schwester, — wenn Sie wollen.“ — — —

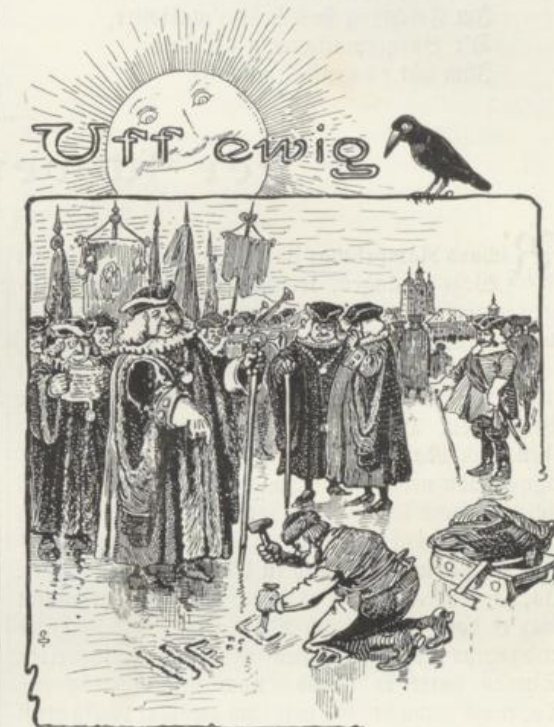
Aber erst ein paar Monate später begriff er die ganze Größe seines Glücks. Trotz aller Nachforschungen wurde die Leiche des frommen Onkels nicht mehr gefunden. — Das Grab an der Kirche blieb leer. Niemand erfuhr, wo Herr Sebalbus Krebs die letzte Ruhestätte gefunden.

Das Gericht sprach Doktor Hummel das Erbe des Oheims ungeschmälert zu. Heimlich gelobte er sich, die täglichen Gebete daheim in seinem Kämmerlein pünktlich sein Leben lang zu sprechen. Der liebe Gott höre ihn ja überall, und er selbst war dem Himmel, der es so gnädig mit ihm gemeint, Dank schuldig.

Nach herzlichem Abschied von Trudchen und ihrem schmucken Bräutigam kehrte er in die Hauptstadt

zurück, um seine Schulden zu tilgen und sich mit Fanny zu verloben.

Heute, als glücklicher Gatte, sagt er sich, daß er zu Schlangenhäusen einen tiefen Blick in die Weltordnung getan. Auch der niederträchtigste Landregen vermag fortan seine heitere Stimmung nicht zu trüben. Er hat begriffen, daß auch das schlechteste Wetter zu etwas gut sein kann.



'S isch g'si vor hunderte vo Johre,
Do macht üs d'Chronik en Bericht,
Do isch d'r Bodesee zueg'fross,
Des isch doch g'wiß e rari G'schicht.

So en Ereignis nneß de Chinder
Und Chindschind uffbewartet si.
Drum hend si z'Chonschtanz jellern Winter
E großes Fescht zu Ehre ge.

Doch no so groß si mag d'r Jubel
Und no so scheefig si e Fescht,
Di Zit vergot. — Mit ihrem Trubel
Nimmt grad si furt des Schönscht und Bescht.

Derwege hend di hoche Herre
Uff bek'ri Chronik lang g'studirt.
Son Wunder mueß vermeldet werre,
Uff alli Fäl, des hend si g'spürt.

Do isch ne endlig son Gedanke,
Son groöze, i de Schädel cho.
Und ohni B'sinne, ohni z'wanke,
Hend si'n in U'sführung au g'no.

Mit Fähne, Trummle und Trumpete
Im Feschtzug sind si hi g'marschirt,
D'r Burgermaischter a d'r Tete;
Ihm hät es grusig imponirt.

Noch hend si g'macht en Ringelraia;
Bum hoche Not di ältste Drii,
D'r Schultes und für d'Schribereie
De Sekretär, dia sind z'mittst ni.

Mit groöze Lettre ward no g'schribe
I's Is, mit Meißel, scharf und spit:
„Uff ewig söll vermeld es blibe,
D'r See isch g'frore bis i d'Schwiz!“

Ob dere G'schidheit alls hät g'schonet,
Hät's groöfni Freid und Jubel ge
Und hett's im Fruejohr druff nit tauet,
So chöunt m'r 's G'schriebni hüt no seh.

K. F. Paul Körber.

Der schwere Reiter.

Von Franz Wichmann.

Richard Kämpel war immer seine eigenen, stillen Wege gegangen. Konnte er auch seinen Schülern gegenüber den Drannen spielen, in der Welt war er fast menschenscheu. So wenig er erlebte, führte er doch eifrig ein Tagebuch. Dasselbe von Zeit zu Zeit wieder nachzulesen, machte ihm das größte Vergnügen. Heute aber erschrak er heftig, als er eben beim Morgentasse die dieser angenehmen Beschäftigung von neuem obliegen wollte. Himmel, was stand da vom letzten Mittwoch Abend! „Lange im „Rheingauerhof“. Entschluß gefaßt, zu heiraten.“ Er fuhr sich mit der Hand in die gesträubten Haare. Ja, ja, jetzt wußte er es wieder. Bis Mitternacht war er dort allein beim Wein gefessen. Wie hatte er das nur vergessen können. Mit etwas unnebelten Sinnen hatte er abends noch den Eintrag ins Tagebuch gemacht. Es war ihm diesmal völlig ernst gewesen; ja, ja, aber bei dem nüchternen Tageslicht nahm sich die Sache doch anders aus. In edler Selbsterkenntnis rabierte er die verfängliche Stelle sorgfältig aus und schrieb dafür halb ärgerlich, halb beschämt: „5 Halbe Wein getrunken“.

Aber das Ding wollte ihm doch nicht aus dem Kopf. Daran war der Sonntag schuld, der ihn seiner gewohnten Tätigkeit entzog. Seufzend nahm er wieder einmal sein Photographiealbum her. Es enthielt eine Reihe reizender, lieblicher Mädchentöpfe. Im Bilde war Richard dem schönen Geschlechte durchaus nicht abgeneigt, nur vor dem lebendigen Weibe schente er sich. So kannte er auch die wenigsten Schönheiten seiner Galerie wirklich, die meisten waren in Kunstläden gekaufte Photographien. Nur eine war da, die Gusti Blemel, die

Tochter seiner früheren Hausfrau. Mit der hatte er oft und gern geplaudert, obwohl sie nicht mehr ganz jung und die wenigst Hübsche in seiner Sammlung war. Die Leute, die in ärmlischen Verhältnissen gelebt, waren ihm seit Jahren aus den Augen gekommen, die Mutter sollte gestorben, die Tochter, um sich durch's Leben zu schlagen, Buffetdame geworden sein. Gleichwohl wäre die Gusti, wenn er wirklich mit dem Heiraten ernst machen wollte, ihm als seine einzige nähere Damenbekanntschaft schon recht gewesen. Aber wie und wo sollte er sie wieder finden in der großen Stadt! Das Durchblättern des Albums befriedigte ihn heute nicht. Er wollte wieder einmal neue Gesichter sehen, im Bilde natürlich. So warf er sich in seinen Sonntagsstaat und ging in die eben eröffnete Kunstausstellung.

Lange wanderte er von einem Saal in den andern, ohne etwas seinem Geschmack Entsprechendes zu finden. Die vielen Landschaften und Genrebilder langweilten ihn. Endlich entdeckte er etwas Schönes und Eigenartiges. Behaglich ließ er sich auf dem rotsantenen Rundsopha nieder und vertiefte sich in den Anblick des Gemäldes. Es war ein Kolossalbild von Franz Eisenhut. Zwei junge Sklavinnen, eine bräunliche Ganypterin und eine schneeweiße Cirkassierin, lagen auf dem Boden ausgestreckt, die entblößten, schlanken Füße durch die runden Löcher eines schweren Holzblocks gesteckt. Die durch einen schmalen Fensterpalt dringende, grelle Morgen Sonne fiel blendend auf die mit der ganzen üppigen Farben- glut des ungarischen Künstlers gemalten Körper. Einige Besucher kamen vorüber, blieben stehen, schüttelten den Kopf und gingen, da sie das Bild